



dieses furchtbare C

Bestimmung g
des Adressa/
den politi

den
stell:

nung
mehr a
dieser
vollende
her m
dem
rase

... kannte das

nc. LXXV Tr.

DROGEN IM CAFÉ – ÜBER EINE MAHLZEIT MIT DEM TEUFEL

Drogensucht ist ein Problem, dessen Behandlung sich unsere Kultur sehr viel kosten läßt. Um Drogenabhängige von der Straße wegzuholen, wird ein Heer von Sozialarbeitern, Pädagogen und Psychologen aufgeboten, werden Therapieeinrichtungen, Krankenhäuser und Kliniken gebaut, medizinische Hilfsprogramme eingerichtet, Aufklärungskampagnen und Vorsorgemaßnahmen gestartet. Im Zusammenhang mit Drogen spürt die Kultur eine gefährliche und explosible Seite der seelischen Wirklichkeit, die sie mit sehr viel Aufwand in den Griff zu nehmen versucht.

Seit einigen Jahren werden diese Behandlungsversuche durch sogenannte Drogen- oder Kontaktcafés ergänzt. In solchen Cafés sollen Drogenabhängige mit notwendigen Dingen des täglichen Lebens ausgestattet werden; sie bekommen hier Essen, Trinken, Kleidung oder eine warme Dusche. Gleichzeitig stellen die Drogencafés aber auch eine Art »Außenposten« in der Linie der Beratungs- und Therapieangebote dar – eine erste Anlaufstelle für Süchtige, die ihnen den Einstieg in die vielfältigen Behandlungsformen der Kultur erleichtern soll.

Allerdings erfolgt der »Kontakt« mit diesen Behandlungsformen nicht nur in einer

Richtung. Aus psychologischer Sicht sind die Drogencafés vielmehr auch für die Kultur eine Möglichkeit, mit der Welt der Drogen und Süchte in Berührung zu kommen und sich dabei auf eine Seite der Wirklichkeit einzulassen, die wir im Alltag üblicherweise auszuschließen versuchen: In mehrfacher Hinsicht lassen sich die Drogencafés als Kontakt- oder Grenzstellen unserer Kultur ansehen, an denen ausprobiert wird, wie weit wir uns mit unserem Alltag auf die extremen Entwicklungen einlassen können, die im Zusammenhang mit Drogen zu beobachten sind.

Bei den Drogencafés verdient daher nicht nur das Schicksal der Drogenabhängigen, die Art der Süchte, die sie entwickeln, oder die Frequenz, mit der sie die Cafés aufsuchen, ein psychologisches Interesse. Besonders wenn man danach fragt, in welchen Formen unsere Kultur heute das Problem von Drogen oder Sucht zu behandeln versucht, erscheint es genauso sinnvoll, den Veränderungen nachzugehen, die unser eigener Alltag mitmacht, wenn er mit den extremen Entwicklungsansprüchen von Drogenwelten konfrontiert wird: Wie verändert sich unser Bild der Wirklichkeit, wenn man es im Rahmen einer Café-Welt für einige Zeit zum Aufenthalt extremer seelischer Entwicklungstendenzen macht?

Diese Frage stand im Mittelpunkt einer Untersuchung, die am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Bonn durchgeführt wurde. Sie stützt sich auf die Befragung von Mitarbeitern der Drogencafés, die in erster Linie für die Versorgung der Abhängigen mit Dingen des Alltags zuständig sind und dabei täglich hautnah erfahren, wie sich im Kontakt mit den Süchtigen die Ordnungen und die Gestalten ihres eigenen Alltags immer mehr auflösen. Die Behandlung dieser Erfahrung durch die Mitarbeiter läßt erkennen, daß die Begegnung mit Drogen und Süchten für unsere Kultur paradoxerweise zu einer Möglichkeit

wird, etwas über grundlegende Bedingungen für die Entwicklung von seelischem Halt und Identität herauszufinden.

Ein alltäglicher Rahmen gerät ins Wanken

Die Befragung der Mitarbeiter macht zunächst darauf aufmerksam, daß es im Umgang mit den Drogenabhängigen nicht um Krankheitsbilder, um kindliche Traumatisierungen und auch nicht um moralische Bewertungen von Drogen oder Süchten geht. Die Begegnung mit den Süchtigen findet vielmehr sehr real im Alltag statt, und zwar genau an den Stellen, an denen sich unser Alltag auch sonst ins Werk setzt: Die Erfahrungen, von denen das Erleben der Mitarbeiter ausgeht, drehen sich um Essen und Trinken, um Duschen und Telefonieren oder um den Gang zur Toilette.

Dabei wird deutlich, daß die Mitarbeiter am Anfang ihres Arbeitstages erst einmal versuchen, den Drogenabhängigen die Formen und Gestalten zur Verfügung zu stellen, die auch in unserer Kultur einen ersten Anhaltspunkt für seelische Entwicklungen bilden. Jeden Morgen werden Käse, Kaffee, Brot und Zucker eingekauft, es werden Rasierer und Handtücher zurechtgelegt, die Duschen aufgeschlossen und die Stühle im Café zurechtgerückt. Als sollte den Drogenabhängigen eine Kurzfassung seelischer Kultivierungsmöglichkeiten angeboten werden, wird das Café tagtäglich mit einfachen Vorbildern für die Aneignung der seelischen Wirklichkeit ausgestattet.

Im Verlauf ihres Arbeitstages machen die Mitarbeiter allerdings die Erfahrung, daß sich dieser Rahmen nicht halten läßt. Statt dessen erleben sie, daß die geordneten und überschaubaren Formen im Kontakt mit den Abhängigen immer mehr ins Wanken geraten und dabei zusehends in die Logik von Drogen und Süchten hineingezogen

werden – d.h. in Entwicklungen, in denen die Grenzen alltäglicher Gestalten überschritten und gewohnte Maßstäbe auf den Kopf gestellt werden.

So sehen sich die Mitarbeiter gleich zu Beginn ihres Arbeitstages mit einer unmäßigen Gier der Drogenabhängigen konfrontiert. Die Süchtigen fallen über alles her, was essbar und trinkbar ist, und reißen es den Mitarbeitern förmlich unter den Händen weg. Kaffee wird in Unmengen konsumiert, und Zucker gleich löffelweise in die Tassen hineingeschaufelt. Arrangements mit Kuchen oder Gebäck, die von den Mitarbeitern zuvor mühsam aufgebaut worden waren, sind in Windeseile abgeräumt, und schon nach kurzer Zeit sieht es in der Einrichtung aus, »als wäre ein Heuschreckenschwarm eingefallen«.¹

Dabei erleben die Mitarbeiter zugleich, daß die Drogenabhängigen selbst die reduzierten Preise, die in den Einrichtungen für Kaffee oder Lebensmittel verlangt werden, nicht oder nur ungern bezahlen wollen. Statt dessen wird um den Preis für jede Tasse Kaffee gefeilscht und bei jeder Gelegenheit eine noch größere Ration gefordert. Kommen die Mitarbeiter den Wünschen der Drogenabhängigen nicht nach, sehen sie sich sofort wütenden Protesten ausgesetzt: »Ich will dies und ich will das, heißt es immer nur; und wenn du nicht haargenau das tust, was sie wollen, bist du für sie das Arschloch.«

Solche Erfahrungen sind dabei nicht nur auf das Essen beschränkt. Die Mitarbeiter erleben vielmehr, daß auch die anderen Angebote der Einrichtung von den Drogenabhängigen ohne Rücksicht auf Maße oder Grenzen aufgegriffen werden. Wenn ein Süchtiger zum Telefonhörer greift, dann müssen sie beispielsweise damit rechnen, daß er von selbst so schnell kein Ende findet. Verschwindet jemand zum Duschen, so kommt er ohne wiederholte Ermahnungen ebenfalls nicht wieder zurück. Kleider und

Schuhe, die manche Einrichtungen ausgeben, werden mit derselben maßlosen Gier eingefordert wie Kaffee, Zucker oder Gebäck.

Besonders ernüchternd wirkt auf die Mitarbeiter, daß die Drogenabhängigen in diesem Zusammenhang auch solche Dinge mitgehen lassen, die eigentlich zur Einrichtung der Cafés gehören – angefangen von den Kaffeelöffeln, die sie ihrem Fixerbesteck einverleiben, über Kaffeetassen oder Handtücher bis hin zum Mobiliar der Einrichtung: Es wird alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest ist, und das können auch schon einmal die Armaturen der Waschbecken sein.

Für die Mitarbeiter ist dieses Verhalten äußerst beunruhigend. Aus den Interviews ergibt sich, daß hier nicht nur eine Irritation darüber wirksam wird, daß sich die Drogenabhängigen offenbar nicht an die Regeln und Verabredungen halten, die in unserem Alltag üblicherweise gültig sind. Darüber hinaus ist vielmehr wichtig, daß mit den Dingen auch der Rahmen verschwindet, in dem die Mitarbeiter das Geschehen im Café zu organisieren versuchen: Die Junkies nehmen den Mitarbeitern nicht nur einzelne Kaffeetassen oder Kaffeelöffel ab, sondern damit offenbar auch die Formen und Vermittlungen, in denen ihr eigener Alltag funktioniert.

Deshalb zeigt sich in der Befragung dann auch, daß die Mitarbeiter im Umgang mit den Drogenabhängigen immer mehr in eine Bewegung hineinkommen, in der ihnen die Verabredungen und Regeln, auf die sie sich sonst in ihrem Alltag stützen, verdächtig oder zweifelhaft vorkommen. Man könne nie wissen, wo man mit den Süchtigen dran sei, so lautet eine verbreitete Klage der Mitarbeiter. Die Junkies können einem angeblich »was vom heiligen Pferd im Himmel erzählen, und wenn man ihnen zuhört, weiß man nicht, ob das jetzt stimmt oder nicht. Das Schlimme ist: Manchmal stimmt es,

und manchmal stimmt es nicht. Das ist immer sehr ungewiß.»

Ungewiß oder zweifelhaft erscheinen den Mitarbeitern auch die Entwicklungen, die sich in den Cafés einstellen können. So wird beispielsweise davon berichtet, daß die Stimmung in der Einrichtung von einer Minute auf die andere »umkippen« und eine scheinbar ruhige Atmosphäre plötzlich in eine lautstarke Auseinandersetzung oder auch in wüste Schlägereien ausarten könne. Ohne daß die Mitarbeiter verstehen, wie ihnen geschieht, sehen sie sich unvermittelt in sehr harte Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Mitgliedern der »Szene« hineingezogen und dabei gelegentlich sogar mit dem Messer bedroht.

Solche Schilderungen machen darauf aufmerksam, daß die Arbeit in den Drogencafés vor allem durch abrupte Wendungen oder Verkehrungen üblicher Entwicklungen gekennzeichnet wird. Es ist nicht nur so, daß die Formen, auf die sich die Mitarbeiter in ihrem eigenen Alltag stützen, immer weniger funktionieren, sondern daß diese Formen immer wieder auch in etwas umkippen, das die Mitarbeiter nicht mehr in der Hand haben: in Gewaltames, in Ungeheures, in Bedrohliches.

Besonders beunruhigend wird das für die Mitarbeiter an den Stellen, an denen sie spüren, daß mit solchen Verkehrungen auch tödliche Konsequenzen verbunden sein können. Die Drogenabhängigen begegnen hier nicht mehr nur als etwas merkwürdige Cafésbesucher, die sich an verschiedenen Stellen »daneben« benehmen, sondern sie erscheinen den Mitarbeitern wie »Gäste aus dem Jenseits«, mit denen der Tod in die Welt des Cafés einzieht.

So werden die Süchtigen in den Interviews häufig auch als »lebende Leichen« beschrieben: Die Mitarbeiter bemerken ihre eingefallenen Gesichter, die knöchernen Arme und Beine, die gelbliche Haut. Gleichzeitig wird beobachtet, daß die Süchtigen

von einem Moment zum anderen »zusammensacken« oder »wie tot umfallen« können: »Zuerst sitzen sie wie erstarrt vor ihrem Teller, und dann kippen sie plötzlich mit dem Gesicht vornüber ins Essen.«

Tödliche Folgen drohen aber auch noch an anderen Stellen des Caféalltags. So wie sich bei einem scheinbar selbstverständlichen Vorgang wie dem Essen eine Nähe zum Tod einstellen kann, so droht in den Drogencafés auch beim scheinbar harmlosen Gang zur Dusche oder zur Toilette eine tödliche Gefahr: Wenn die Süchtigen hier zu lange weg bleiben, dann müssen die Mitarbeiter damit rechnen, daß sie sich einen »Schuß« gesetzt haben und sie beim nächsten Kontrollgang nur noch leblose Körper antreffen.

Die Befragung macht deutlich, daß hier in verschiedener Hinsicht ein »Ende« alltäglicher Lebensformen erreicht ist. In der Begegnung mit den Junkies erleben die Mitarbeiter offenbar nicht nur die tödlichen Folgen der Sucht, die das Leben der Drogenabhängigen bedrohte, sondern sie spüren auch, daß in dieser Begegnung ihr eigener Alltag »stirbt«: Das Essen wird zu einer Todesmahlzeit, die Dusche oder Toilette zur »Endstation«, von der es kein Zurück mehr gibt.

Behandlungsformen

Die Beschreibungen der Mitarbeiter lassen erkennen, daß die Arbeit in den Drogencafés keineswegs eine harmlose Angelegenheit darstellt. Es ist vielmehr eine äußerst dramatische Entwicklung, in die sich die Mitarbeiter hineingezogen fühlen und in der die Formen und Regulierungen, auf die sie sich in ihrem sonstigen Alltag stützen können, immer weiter abgebaut werden – bis hin zu einem Punkt, an dem das Ende oder der »Tod« dieser Formen real und hautnah spürbar wird.

Angesichts der Beunruhigungen, denen sich die Mitarbeiter ausgesetzt sehen, wird es für sie wichtig, die Kontrolle über das Geschehen wiederzugewinnen. Das Extreme und das Gewaltsame von Entwicklungen, die man nicht in der Hand hat, sind nur schwer auszuhalten, und daher geht es im Erleben der Mitarbeiter über weite Strecken darum, die maßlosen Seiten der Caf ewirklichkeit einzugrenzen oder einzudämmen. Durch das Aufsuchen von Freundschaftsverhaltnissen zu den Drogenabhängigen, durch eine Verstärkung von Kontrollen, aber auch durch Machtdemonstrationen oder den Einsatz von Distanzierungen wird versucht, das Geschehen in den Drogencafés wieder in den Kreis verfügbarer Gestalten einzubeziehen.

In der Befragung zeigt sich jedoch, daß diese Formen nicht als einfache Fortsetzungen alltäglicher Handlungsformen angesehen werden können, sondern insgeheim von Expansionstendenzen im Alltag der Mitarbeiter mitbestimmt werden. Ohne daß den Mitarbeitern das bewußt ist, werden im Umgang mit den Drogenabhängigen bestimmte Behandlungsformen der seelischen Wirklichkeit extremisiert und dadurch in Entwicklungen hineingebracht, die selbst so etwas wie Sucht-Charakter besitzen. Paradoxerweise wird aus der ›Behandlung‹ von Drogenabhängigen dadurch eine Form, in der sich eigene ›Abhängigkeiten‹ oder ›Süchte‹ ausleben lassen.

Anlehnungs-Sucht

So ist eine erste Form zunächst dadurch gekennzeichnet, daß die Mitarbeiter die extremen Seiten des Caf etriebes zu verharmlosen oder zu verleugnen suchen. Die Stimmung im Café wird als »lockere Atmosphäre« beschrieben, und es wird davon berichtet, daß man mit den Süchtigen »ganz normale Dinge machen« könne. Auch die

Drogenabhängigen selbst werden als »ganz normale Leute« angesehen, mit denen man wie mit Freunden oder Bekannten »erzählen und Witze machen« könne. Diebstähle oder Schlägereien werden hier allenfalls als »unangenehme Zwischenfälle« angesehen, für die nur ein kleiner Teil der Junkies verantwortlich gemacht werden könne. Andererseits wird darin aber auch »eine ziemlich natürliche Angewohnheit« gesehen, denn nach Ansicht der Mitarbeiter müssen sich »die Menschen ja irgendwo abreagieren.«

Durch Verharmlosungen und Beschwichtigungen versuchen die Mitarbeiter die Brisanz der Caf welt zu dämpfen. Sie tun so, als ließe sich diese Welt wie ein gewöhnliches Café mit gewöhnlichen Gästen betreiben und als kämen Ungeheuerliches, Gewalt und Tod darin nicht vor. Besonders wichtig erscheint ihnen in diesem Zusammenhang, daß sie zu den Drogenabhängigen einen »freundschaftlichen Kontakt« bekommen und von den Drogenabhängigen auch selbst als »gute Freunde« angesehen werden: Wenn man sich die Junkies zu Freunden macht, verschwinden die beunruhigenden Seiten der Caf welt.

Entsprechend läßt sich bei dieser Form dann auch beobachten, daß die Mitarbeiter anfangen, den Drogenabhängigen auf alle mögliche Weise entgegenzukommen. Die Mitarbeiter zeigen sich beispielsweise nachgiebig, wenn ihre ›Gäste‹ bei der Essensausgabe eine größere Portion verlangen als üblich, sie drücken schon einmal ein Auge zu, wenn sie sehen, wie jemand eine Kaffeetasche einsteckt, aber sie beginnen auch selbst, »Geschenke« anzubieten: etwa, indem sie »einer besonders netten Fixerin« ein Extrapaar Schuhe spendieren oder einer anderen den Gang zu Behörde abnehmen.

Die ›Toleranz‹ der Mitarbeiter gegenüber den Drogenabhängigen scheint in dieser Form geradezu grenzenlos zu sein. Sie erfahren dabei jedoch nicht nur, daß sie von den Süchtigen immer mehr ausgenutzt wer-

den, sondern daß sie selbst ›süchtig‹ danach werden, sich die Freundschaft der Drogenabhängigen zu erhalten. Um den extremen Drehungen des Caféalltags zu entinnen, sind die Mitarbeiter darauf angewiesen, sich die Junkies als Freunde zu ›halten‹; damit werden sie zugleich ›abhängig‹ von der Freundschaft der Süchtigen, die sie mit immer weitergehenden Versorgungsangeboten zu erneuern suchen.

Kontroll-Sucht

Eine weitere Bearbeitungsform besteht in dem Versuch, die extremen Seiten der Caféf Welt durch ein ausgeklügeltes System von Regeln und Verabredungen einzugrenzen.

Im Unterschied zur ersten Form, in der die ungewöhnlichen Entwicklungen, in die man bei der Arbeit im Café hineingerät, eher verharmlost oder verleugnet werden, bemerken die Mitarbeiter diese Entwicklungen hier vor allem als Verstöße gegen tragende Ordnungen und Regeln. An dieser Stelle soll zugleich eine entschiedenes Gegengewicht geschaffen werden: Über weite Strecken gestaltet sich die Arbeit im Café jetzt als ausdauernder Kampf um Regeln und Verabredungen.

Für die Mitarbeiter zentriert sich dieser Kampf zunächst vor allem darum, Gewalt und Drogenkonsum aus den Entwicklungen des Caféalltags auszuschließen. Keine Gewalt und keine Drogen, das wird in den meisten Einrichtungen als eine minimale Übereinkunft mit den Drogenabhängigen formuliert, und diese Übereinkunft wird deshalb in der Regel auch durch strenge Maßnahmen kontrolliert: Wenn jemand losprügelt, bekommt er Hausverbot; am Eingang des Cafés werden Türsteher aufgestellt, die dieses Verbot auch überwachen sollen; gelegentlich werden die Taschen der Junkies kontrolliert, um bereits im Vorfeld

Messer oder andere Waffen zu konfiszieren.

Obwohl die Mitarbeiter angeben, hier handle es sich lediglich um ein »Minimum« an Überwachung und Kontrolle, zeigt sich in den Interviews, daß diese Kontrollen auch andere Bereiche des Caféalltags erfassen und dabei immer weitere Kreise ziehen. So wird beispielsweise versucht, den Diebstahl von Kaffeelöffeln oder -tassen durch die Ausgabe von Plastikgeschirr einzuschränken; das übermäßige Telefonieren oder Duschen wird durch die Vergabe von Wertmarken oder durch das Führen von Strichlisten überwacht; schließlich werden in manchen Einrichtungen sogar die Türen zur Dusche oder zur Toilette im unteren Teil abgesägt, damit die Mitarbeiter nachsehen können, ob sich innen drin gerade jemand einen ›Schuß‹ setzt.

Hier wird deutlich, daß es in dieser Form nicht bloß um die Kontrolle einzelner Bereiche des Caféalltags geht, sondern daß eigentlich der gesamte Alltag kontrolliert und überwacht werden soll. Es ist eine totale Kontrolle, die von den Mitarbeitern angestrebt wird, und entsprechend versuchen die Mitarbeiter während ihres Arbeitstages auch zu beweisen, daß ihnen so schnell »nichts durch die Lappen geht«: Sie glauben sich immer auf der Höhe, kennen alle Tricks und Verstecke, alle Ausreden und verborgenen Schlupfwinkel, die aufgedeckt und durchleuchtet werden sollen.

Dabei machen die Mitarbeiter aber nicht nur die Erfahrung, daß ihr Kontroll-Aufwand immer weiter anwächst und immer größere Bereiche des Cafés überwacht werden müssen, sondern daß mit verstärkter Kontrolle auch die Anzahl der Regelverstöße ansteigt. Je mehr kontrolliert und überwacht wird, um so mehr rücken die Probleme von Sucht und Drogenabhängigkeit auch in den Blick der Mitarbeiter. Anstatt Gewalt, Drogenkonsum und Dealerei aus der Einrichtung auszusperrn, machen die Mitarbeiter die extremen Seiten über-

haupt erst sichtbar: Während der Türsteher am Eingang der Einrichtung verhindern soll, daß gewalttätige Junkies in das Café einfallen, sehen die Mitarbeiter im Innern der Einrichtung nach, welche ungeheuren Entwicklungen sich auf den Toiletten abspielen.

Macht-Sucht

In der nächsten Form fallen zunächst Versuche auf, sich von den Geschehnissen im Drogencafé und vor allem auch vom Schicksal der Drogenabhängigen zu distanzieren. Obwohl die Mitarbeiter an den extremen Entwicklungen in der Welt des Drogencafés nicht vorbeisehen können, versuchen sie zu beweisen, daß sie selbst nicht zu dieser Welt gehören. Was geschieht, das ist in den Augen der Mitarbeiter Sache der Junkies; sie selbst glauben nichts daran ändern zu können und sehen darin auch nicht ihre Aufgabe: »Mein Job ist, hinter der Theke zu stehen, und sonst nichts.«

Entsprechend weigern sich die Mitarbeiter dann auch, sich auf längere Gespräche mit den Drogenabhängigen einzulassen oder etwas über das Schicksal der Süchtigen in Erfahrung zu bringen. Werden gewaltsame Auseinandersetzungen, Diebstähle oder Zusammenbrüche einzelner Cafésbesucher bemerkt, läßt man das Geschehen in der Regel seinen Gang nehmen, ohne einzugreifen. »Die Leute müssen selber wissen, was sie tun«, behaupten die Mitarbeiter und geben an, es würde sich »sowieso nicht lohnen, die Typen ständig mit dem Kopf aus dem Quark zu ziehen. Nach fünf Minuten stecken die nämlich schon wieder drin, und da kann man sich die Mühe auch sparen.«

In den Interviews wird jedoch deutlich, daß sich diese demonstrierte Gleichgültigkeit bei den Mitarbeitern mit gezielten Provokationen verbindet. Die »Coolness« oder Härte, die von den Mitarbeitern an den Tag

gelegt wird, ist hier immer auch ein Versuch, die Drogenabhängigen auflaufen oder »zappeln« zu lassen und ihnen so zu zeigen, wer »Herr im Hause« ist – ein Verhalten, das in manchen Fällen bis hin zu offensichtlichen Schikanen oder Demütigungen der Süchtigen gehen kann: Ein Mitarbeiter berichtet beispielsweise davon, wie er ein belegtes Brötchen, das ein Drogenabhängiger nicht bezahlen kann, vor dessen Augen genüßlich vertilgt, um ihm, wie er angibt, zu zeigen, daß »es im Leben nichts umsonst gibt«.

Indem die Mitarbeiter sich gegen die extremen Entwicklungen in der Welt des Drogencafés abzuhärten und zu panzern versuchen, kommen sie in eine Haltung hinein, die ein wenig an die Haltung eines harten und unnachgiebigen Gefängnisaufsehers erinnert. Wie ein Gefängnisaufseher, der zu beweisen sucht, daß er der Stärkere ist, steuern dabei auch die Mitarbeiter der Drogencafés immer wieder auf sehr harte Auseinandersetzungen mit einzelnen Drogenabhängigen zu, in denen sie »die Machtfrage stellen«: Die Mitarbeiter beginnen mit den Drogenabhängigen zu rivalisieren und ihnen an allen möglichen Stellen ihre Überlegenheit zu beweisen.

Für die Mitarbeiter wird dabei nicht nur zum Problem, daß sie damit rechnen müssen, im Verlauf solcher Machtproben »auch schon einmal einen Motorradhelm über den Schädel gezogen« zu bekommen. Aus psychologischer Sicht noch brisanter ist vielmehr, daß sich anstelle von Unterscheidungen und Begrenzungen, die im Rahmen solcher Machtproben angezielt werden, eigentlich immer stärkere Gemeinsamkeiten mit der Welt der Drogenabhängigen entwickeln: Die Mitarbeiter werden immer mehr zum Teil der »Szene«; sie beginnen dieselbe Sprache zu sprechen wie die Junkies, sich dieselbe Art von Sarkasmus zuzulegen, vor allem aber auch dieselbe Kälte, mit der sie gewaltsame oder extreme Entwicklungen an sich abprallen lassen.

Schau-Sucht

Ähnlich wie in der zuletzt beschriebenen Form finden sich auch in einer weiteren Bearbeitungsform Versuche einer Distanzierung vom Geschehen im Drogencafé. Anders als bei den Machtproben wird hier jedoch eine Distanzierung über das Zusehen angestrebt. Die Mitarbeiter versuchen an den Entwicklungen im Drogencafé in der Rolle von unbeteiligten Zuschauern teilzuhaben und können diese schließlich auch in eigentümlichen Zuständen von »Entrückt-heit« regelrecht genießen.

So betonen die Mitarbeiter in diesem Zusammenhang zunächst die Vielfalt seltsamer oder ungewöhnlicher Gestalten, die sich in den Drogencafés einfinden. Ausdrücklich wird gesagt, hier wäre eine ganze Reihe von »Originalen« anzutreffen, »komische Typen«, die »unheimlich schräg drauf« wären. Die auffälligen Frisuren der Junkies werden bemerkt, ihr bunter Schmuck, alle möglichen Stoffe, die sie sich um den Körper hängen, oder die »verrückten« Taschen, die sie mitbringen. So wie die Mitarbeiter davon erzählen, bekommt man den Eindruck, hier würde aus der sicheren Distanz hinter der Theke eine Art Karnevalsanzug oder ein Zoo mit allerlei seltsamen Tieren bestaunt. Das Schicksal der Drogenabhängigen und die Verwicklungen, in die man selbst dabei hineingeraten könnte, bleiben demgegenüber »verhüllt« wie die Körper der Junkies.

Aus der sicheren Position des Zuguckens oder Schauens heraus interessieren sich die Mitarbeiter dabei allerdings durchaus auch für solche Stellen, an denen Ekliges, Morbides oder Krankes zu beobachten ist. Geradezu akribisch wird der »gesundheitliche Zustand« der Drogenabhängigen zur Kenntnis genommen, werden entzündete Einstichstellen oder Abszesse beobachtet sowie Eiterbeulen und »Auswölbungen an den Armen« inspiziert. Sackt ein Drogenabhängi-

ger am Tisch zusammen, so wird dieser Vorgang minutiös, wie bei einer Zeitlupe im Fernsehen, registriert: »Ja, die verdrehen die Augen ein bißchen, dann fallen die Augen langsam zu, dann sinkt der Kopf immer tiefer auf die Tischplatte, und dann sacken sie mit dem Kopf ins Essen rein.«

Es ist nicht zu übersehen, daß die Mitarbeiter sich von solchen Vorgängen regelrecht faszinieren oder fesseln lassen. Aus den Interviews ergibt sich, daß die Mitarbeiter über das Zugucken und Schauen immer mehr in Zustände hineinkommen, die durchaus rauschhafte Züge besitzen. Das Geschehen im Drogencafé wird aus einer seltsam »entrückten« Perspektive, in eigentümlichen Vergrößerungen oder Zerdehnungen, wahrgenommen, und das erinnert durchaus an die Rauschverfassungen, die durch Einnahme von Drogen künstlich hergestellt und gesteigert werden.

Für die psychologische Einschätzung dieser Bearbeitungsform ist jedoch bedeutsam, daß sich diese Zustände vor allem auf Zusammenhänge beziehen, in denen sich eine sehr beunruhigende Nähe zu Tod, Auflösung und Zerfall einzustellen droht. Die Eiterbeulen und die Vorgänge des Zusammensinkens lassen ahnen, daß hier ein »Ende« seelischer Gestaltungsmöglichkeiten bemerkt wird, daß dieses Ende über das Schauen und Zugucken aber zugleich in einen eigentümlichen Genuß verwandelt werden soll: Es ist, als suchten die Mitarbeiter sich über die Distanz des Schauens in einen Zustand des »Gruselns« hineinzusetzen, in dem Annäherungen an den Tod ausprobiert und gleichzeitig abgewehrt werden.

Begegnungen mit dem Teufel

Die Beschreibung des Arbeitsalltags in den Drogencafés macht deutlich, daß die Mitarbeiter bei der Behandlung der extremen Sei-

ten, die in der Caf ewelt aufbrechen, immer mehr in Entwicklungen hineinkommen, die selbst extreme Züge annehmen. Der Versuch, angesichts einer drohenden Auflösung von Erlebensformen feste Formen und Gestalten wiederzugewinnen, f hrt nicht zu einer Wiederherstellung alltäglicher Vermittlungsformen, sondern dazu, daß die Drehpunkte der eigenen Alltagsgestalten extremisiert werden.

Als eine zentrale Eigenschaft dieser Entwicklung zeigt sich dabei, daß die Formen, mit denen die Mitarbeiter die expandierende Wirklichkeit der Drogencafés einzugrenzen suchen, ähnliche Züge von Abhängigkeit oder Sucht spüren lassen wie die Formen, die darin behandelt oder bekämpft werden sollen. In den Tätigkeiten der Mitarbeiter brechen Wirkungen auf, die eindeutig eine Nähe zu Suchtformen erkennen lassen: der Wunsch nach Freundschaften, für die man alles opfern will; die Suche nach einer Welt, die sich perfekt kontrollieren läßt; Wünsche nach einem totalem Bestimmen oder nach dem Eintauchen in eine gesteigerte Beweglichkeit.

Aus psychologischer Sicht sind solche Tendenzen nicht weit entfernt von den Formen, die auch den Anfang von Drogensucht oder anderen seelischen Abhängigkeiten bilden (vgl. hierzu die Ausführungen bei KLEINICKE 1974). Psychologisch läßt sich daher auch nicht behaupten, in den Drogencafés ginge es allein darum, die Süchtigen wieder in Kontakt mit den Angeboten unserer Kultur zu bringen. Vom Standpunkt der Mitarbeiter aus betrachtet, vermitteln die Drogencafés vielmehr immer auch einen »Kontakt« mit der eigenen Sehnsucht nach einem berschreiten alltäglicher Formen und Vermittlungen: Kontakt-Cafés, das sind Begegnungsstätten mit den ebenso erschreckenden wie faszinierenden Möglichkeiten eines »Heraustretens« aus alltäglichen Kultivierungsmustern.

Tatsächlich machen die Beschreibungen der Mitarbeiter darauf aufmerksam, daß eine Begegnung mit diesen Möglichkeiten immer wieder aktiv aufgesucht wird. Die Abläufe im Drogencafé erscheinen hier nicht nur als etwas, das verfügbare Maßstäbe unserer alltäglichen Gestaltungsmuster außer Kraft zu setzen droht, sondern gleichzeitig auch als eine faszinierende Welt, in der Unvorstellbares oder Ungeheuerliches für einige Zeit wirklich werden kann. Deshalb kristallisieren sich gerade auch um die Person der Drogenabhängigen nicht allein Bewegungen, die auf Eingrenzung oder Abwehr gerichtet sind, sondern darüber hinaus auch Entwicklungen, die insgeheim immer wieder auf Verbindung oder Verbrüderung hinauslaufen: Die Junkies repräsentieren für die Mitarbeiter ein Stück »Freiheit«, an der sie selbst real teilhaben wollen, und in sehr vielen Fällen führt das auch zu realen Verb ndungen mit den Drogenabhängigen, bei denen die Mitarbeiter sich unvermittelt selbst als Teil der »Szene« wiederfinden.

Innerhalb der Caf ewelt geschehen solche »Kontakte« allerdings im Rahmen von Realisierungen, die zumindest für die Mitarbeiter keine unterschiedenen Konsequenzen besitzen, und mit dieser unverbindlichen Teilhabe an der Welt der Drogen hängt zugleich die charakteristische Gestalt der Drogencafés zusammen. Sie hat in erster Linie damit zu tun, daß eine »Begegnung« mit den eigenen Expansionstendenzen innerhalb der Caf ewelt ein Stück weit zwar erfahrbar wird, andererseits aber immer im Rahmen einer Verfassung erfolgt, die Nähe oder Betroffenheit ausschließt. Aus der Sicherheit der Arbeit hinter der Theke heraus, mit der Gewißheit, daß man am Ende eines Arbeitstages wieder in den »normalen« Alltag zurückkehrt, aber auch mit dem gesamten Inventar kultureller Hilfseinrichtungen im Rücken, wie sie durch andere Mitarbeiter, durch Türsteher, Krankendienste oder die

Polizei repräsentiert werden, bleibt die Begegnung mit den extremen Möglichkeiten seelischer Entwicklungen eine Erfahrung, die nicht wirklich »weh« tut: Am Ende erscheint das ganze wie ein Spuk, der mit dem letzten Junkie, der gegangen ist, wieder vorbei ist.

Von entscheidender Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, daß die Extremisierungen, in die die Mitarbeiter im Verlauf ihrer Arbeit hineingeraten, von ihnen nicht als eigene Expansionstendenzen wahrgenommen, sondern als »Eigenschaften« oder »Verhaltensweisen« der Junkies erlebt werden. Irgendwie verspüren die Mitarbeiter zwar, daß es ihr eigener Alltag ist, der in den Wendungen der Cafeworld auf den Kopf gestellt wird, aber diese Erfahrung schieben sie zugleich den Drogenabhängigen zu, die sie beim Essen und Trinken beobachten, die sie bei allen möglichen Regelverstößen »überführen«, vor deren maßloser Gier sie sich entsetzt zurückziehen, und von denen sie sich schließlich auch »verraten und verkauft« fühlen, wenn sie nicht den Verabredungen folgen, die in unserer Kultur üblich sind: Nicht ihre eigenen Wünsche nach Steigerung oder Expansion sehen die Mitarbeiter darin, sondern einzig allein die maßlosen Wünsche der Süchtigen, die es einzugrenzen und zu bannen gilt.

In einer Untersuchung über unser kulturelles Bild von Drogenabhängigen ist ERDMANN (1993) auf ähnliche Zusammenhänge gestoßen. Als zentrales Kennzeichen für unseren Umgang mit Süchtigen hebt er einen Mechanismus heraus, den er als »Ausstoßen und Lokalisieren im Anderen« kennzeichnet. Unter Beziehung auf den in der psychoanalytischen Gegenstandsbildung bekannten Projektionsmechanismus schlüsselt Erdmann die in unserer Kultur gebräuchliche Beziehung zu Drogenabhängigen als einen Versuch auf, die monströsen und ungeheuerlichen Seiten der eigenen seelischen Wirklichkeit im Bild einer ande-

ren Person aufleben zu lassen, dabei gleichzeitig aber auch von der eigenen Wahrnehmung fernzuhalten.

Ebenfalls in Übereinstimmung mit den Erklärungen der Psychoanalyse weist ERDMANN in diesem Zusammenhang darauf hin, daß dies ein Prinzip ist, mit dem der Teufel in die Wirklichkeit kommt. Den Teufel gibt es nicht erst, seitdem die Kirche daraus ein Gegenbild zu einem idealen Bild der Wirklichkeit gemacht hat, sondern der Teufel gehört in verschiedener Hinsicht zu den Entwicklungen seelischer Kultivierungsformen dazu. Im Zusammenhang mit dem Teufel lassen sich die ausgeschlossenen Seiten seelischer Verwandlungsbilder als eine wirksame Realität vor Augen führen und zugleich bekämpfen. Nach ERDMANN weist vieles darauf hin, daß in unserer Kultur Drogen und Süchte die Funktion des mittelalterlichen Teufels übernommen haben.

Unsere Untersuchung über die Kontaktcafés bestätigt diese Ansicht. Was hier gesucht und inszeniert wird, das ist eine Begegnung mit dem Teufel – worunter nicht etwa zu verstehen ist, daß die Junkies alle des Teufels wären. In der Person der Drogenabhängigen werden vielmehr die ungeheuerlichen und zerstörerischen Verwandlungstendenzen zum Leben erweckt, die auch im Alltag der Mitarbeiter eine Rolle spielen, vor deren Nähe sie sich fürchten und die mit erheblichen Aufwand unschädlich und unkenntlich gemacht werden.

Noch deutlicher als bei ERDMANN rückt in den Drogencafés, d.h. an einer Stelle, an der die Drogenabhängigen auch leibhaftig vor einem stehen, in den Blick, daß es sich dabei nicht bloß um eine theoretische und abstrakte Angelegenheit handelt, sondern um eine Begegnung, bei der die »teufelischen« Seiten der seelischen Wirklichkeit in den konkreten Wendungen des Alltags spürbar und lebendig werden. In den Drogencafés lädt man den Teufel zu Tisch; das Zerstörerische, die maßlose Gier, aber auch die ei-

gentümliche Beweglichkeit, die mit einer Expansion seelischer Verwandlungen einher geht, werden beim Essen und Trinken, beim Duschen und Telefonieren sowie beim Gang zur Toilette heraufbeschworen und dadurch als eine sehr lebendige Realität erfahren.

In den wiederholten Ansätzen, sich in diesen lebendigen Formen eines »teuflichen« Prinzipis mitzubewegen, besteht ein eigentümlicher »Kitzel«, den die Mitarbeiter in den Interviews immer wieder als einen besonderen Anreiz ihrer Arbeit beschreiben. Demgegenüber machen die Eingrenzungen und Abwehrformen, die sich im Umgang mit den Drogenabhängigen beobachten lassen, darauf aufmerksam, daß sich die Mitarbeiter vor allem gegen die Ungeheuerlichkeiten zur Wehr zu setzen suchen, die gerade in der alltäglichen Nähe »fremder« oder ausgeschlossener Verwandlungstendenzen aufbrechen können. Von diesen beiden Richtungen her wird das Geschehen in den Drogencafés aus psychologischer Sicht betrieben: Es ist ein extremer Betrieb, in dem der Teufel in den Formen unseres Alltags belebt und gleichzeitig unschädlich gemacht werden soll.

Beziehungen zur Situation unserer Kultur heute

Drogen und Süchte fordern die Grenzen seelischer Kultivierung heraus. Wie SALBER herausstellt, versetzen uns die Ausbreitungen und Steigerungen, die mit der Einnahme von Drogen verbunden sind, in die Lage, den seelischen Verwandlungsmechanismen in weitaus zugespitzterer Weise zu folgen, als das an anderen Stellen unseres Alltags möglich ist. Andererseits wird uns dabei aber auch die Verfügung über praktikierbare Vermittlungen der seelischen Wirklichkeit genommen. Drogen leiten eine Preisgabe verfügbarer Alltagsverfassungen

ein, indem sie notwendige Zwischenschritte der seelischen Produktion außer Kraft setzen. In den extremen Übergängen zwischen Freiheit und Zwang, wie sie in Rauschzuständen zu beobachten sind, liegt der Anreiz, aber auch die Gefahr der Drogenwelten; sie erscheinen psychologisch als ein Versuch, den Entwicklungsleiden kultivierter seelischer Formen das Versprechen von Zuständen entgegenzusetzen, in denen gleichsam alles wie von selbst geht (SALBER 1989, 174f).

Die Notwendigkeiten seelischer Kultivierung bringen es mit sich, daß sich die Entwicklungen, die sich mit Hilfe von Drogen in Gang setzen lassen, aus den Lebensformen der Kultur nicht ausschließen lassen. In Drogen äußert sich das »Unbehagen in der Kultur« (FREUD 1930), das die Kehrseite jeder Kultivierung bildet (vgl. SALBER 1973). Das ist zugleich der Grund dafür, warum es Drogen in der Geschichte seelischer Kultivierung immer schon gegeben hat (vgl. DAMMER 1997).


Für unsere Kultur heute scheint jedoch charakteristisch zu sein, daß sie die extremen Entwicklungen, die sich mit der Einnahme von Drogen verbinden, offenbar nicht als etwas auffaßt, was den Zusammenhang unserer Alltagsfabrikationen bedroht, sondern eher als etwas sehen will, was im Rahmen dieser Alltagsgestalten auch noch zu »schaffen« sei. Ähnlich wie in anderen Bereichen, in denen unsere Kultur mit den Kehrseiten des Unterbringens konfrontiert wird, scheinen auch die Behandlungen im Bereich von Drogen und Süchten so gelagert zu sein, als sollte dieser Teil der Wirklichkeit auch noch irgendwie »integriert« werden oder als brauchte man selbst in diesem Bereich weder Tod noch Teufel zu fürchten.

An den Drogencafés wird diese Tendenz besonders deutlich. Auch wenn hier nur die Seite der Mitarbeiter untersucht wurde und damit noch nichts über die Berechtigung

solcher Einrichtungen in der gesamten Kette der Beratungs- und Therapieangebote für Süchtige gesagt werden kann, so läßt sich auf der Grundlage der vorliegenden Untersuchung doch zeigen, daß die Kontaktcafés ein wichtiges Behandlungsangebot für unsere Kultur darstellen. Sie bilden eine Annäherung an die ausgeschlossenen Seiten seelischer Kultivierung und sind zugleich ein Versuch, sich gegen die Stellen zu panzern, an denen sich eine wirkliche Nähe andeuten könnte. Es mag vielleicht ernüchternd klingen, aber vieles deutet darauf hin, daß die Drogencafés unter diesem Gesichtspunkt eine ähnliche Funktion übernehmen wie sie in unserer Kultur der Besuch von Autorennen oder die Teilnahme an Extremsportarten wie dem Bungee-Jumping besitzen. Sie finden ihren psychologischen Sinn darin, sich an den Punkten unempfindlich und gefühllos zu machen, an denen die Grenzen seelischer Kultivierung aufbrechen und zu gefährlichen Konsequenzen führen könnten – so als sollte hier der Versuch gemacht werden, letztlich auch den Teufel noch zu besiegen, d.h. die eigenen Lebensformen für unverwundbar und unbesiegbar zu erklären.²

Allerdings haben die Drogencafés noch eine andere Seite. Sie liegt darin, daß der Umgang mit den Drogenabhängigen auf die Aufgaben und Forderungen aufmerksam macht, die mit den Formen unseres Alltagslebens verbunden sind. Essen und trinken, miteinander sprechen, sich waschen und verdauen: Wenn man das in den monströsen Vergrößerungen erlebt, wie sie sich in den Drogencafés ereignen, wird zumindest für die Mitarbeiter spürbar, wie wichtig die banalen Seiten unseres Alltags sind. Nicht das Ungeheure, das wir dem Teufel zuschreiben, sondern die banalen Aufgaben des Alltags lassen spüren, was zu einer lebendigen Wirklichkeit dazugehört.

In unseren Interviews ist dieser Zusammenhang nur angedeutet. Sie lassen jedoch

erkennen, daß die Drogencafés vielleicht nicht nur darauf verweisen, wie sehr die einfachen Formen unseres Alltagsleben verloren gehen, sondern daß in den extremen Erfahrungen der Caféwelt auch ein ›Anfang‹ solcher einfachen Formen gesucht werden soll: Vielleicht müssen wir in unserer Kultur heute erst Tod und Teufel auf den Plan rufen, um die Grenzen kennenzulernen, in denen unser Alltag lebendig werden kann. 

Anmerkung

- ¹So nicht anders angegeben, handelt es sich bei den angeführten Zitaten um Auszüge aus den im Rahmen dieser Untersuchung durchgeführten Tiefeninterviews.
- ²Die genannten Zusammenhänge sind nicht weit von den Entwicklungen entfernt, wie sie im Märchen »Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen« beschrieben sind. Eine psychologische Analyse dieses Märchens findet sich bei SALBER 1987b, S. 121ff sowie bei SALBER 1993, S. 67ff.